

wirklichen Kräfte der Welt klar zu erfassen sucht, eine Rückkehr zu einem unklaren Mystizismus; nicht eine verstandesmäßige Einsicht, sondern ein instinktiv empfundenes „religiöses Bedürfnis“ ist ihre Grundlage.

Genau das Gegenteil trifft man beim modernen Proletariat. Es wird zwar durch neue mächtige gesellschaftliche Kräfte schwer bedrückt, wie Krise, Arbeitslosigkeit, Massenarmut; und wo diese über rücksichtige Proletariatschichten hereinbrechen, die noch nichts von ihrer Ursache wissen, da muß die Folge zuerst eine Stärkung der Religion sein. Sobald sie aber von dem Getriebe des Kapitalismus etwas verstehen, wird das anders; die sozialdemokratisch aufgeklärten Arbeiter wissen, daß diese Kräfte aus dem Kapitalismus stammen und nichts Unbegreifliches und Uebernatürliches an sich haben. Auch sind diese Kräfte nicht übermächtig, denn die Arbeiter wissen, daß sie zwar individuell machtlos sind, aber zusammen als Klasse tätig sein werden, den Kapitalismus mit all seinen verderblichen Wirkungen aufzuheben; daß man jetzt noch schwer darunter zu leiden hat, liegt einfach daran, daß die Organisationsmacht der Arbeiter noch nicht ausreicht, noch im Prozeß des Wachstums begriffen ist. So liegt in den gewaltigen Kräften, die sein Leben beherrschen, doch nichts, was in dem sozialistischen Proletariat irgendeinen Glauben an einen übernatürlichen Weltlenker wecken könnte. Die Lebensverhältnisse des Proletariats lassen keine Religion entstehen.

Nun haben aber die Arbeiter die Religion als Tradition aus ihrer Jugend, aus Schule und Elternhaus, aus früheren Kleinbürgerlichen Lebensverhältnissen mitgebracht. Diese findet in den Lebensverhältnissen der Praxis keine Nahrung. Was die praktische Umwelt ihrer Lebenstätigkeit der Menschen zeigt, bestimmt schließlich ihre Ideen, und was dazu nicht paßt, sinkt weg. Und die Praxis zeigt den Arbeitern nie etwas anderes als begreifliche, natürliche Dinge: Kapital, Ausbeutung, Klassenkampf, Lohnarbeit, Gewerkschaft, Krise — damit haben sie sich stets zu beschäftigen, und nie stoßen sie da auf übermächtige, unbegreifliche Dinge. Ihr Geist wird da gewöhnt, immer nur mit realen Dingen zu rechnen; sie lernen die Welt materialistisch anzusehen, mag auch in einem Winkel ihres Geistes noch ein Stück der früheren Religion vorhanden sein, als eine belanglose Formel, die in der Praxis keine Rolle spielt, aber die man doch nicht völlig loswerden kann. Sucht man sich nachher theoretisch klar zu werden, die Zweifel an besitzigen durch Lesen von Büchern, so scheint es, als ob diese neue Belehrung den Glauben überwunden hat: in Wirklichkeit war er durch die Lebenspraxis, durch das Verständnis der gesellschaftlichen Wirkungen allmählich beseitigt und untergraben und es brauchte bloß der Widerspruch einer überlieferten leblosen Formel mit der wirklichen neuen Anschauungsweise beseitigt zu werden.

Diese Entwicklung geht nicht bei jedem Menschen, auch wenn die Verhältnisse bei allen völlig gleich wären, was nicht der Fall ist, gleich rasch; einige können die Tradition ihrer Jugend ihr ganzes Leben nicht loswerden, andere streifen sie leicht ab. Man braucht also nicht, wie Genosse Göhre, die Menschen in „religiös Veranlagte“ und „religiös Unbegabte“ zu unterscheiden. Die Forderung Göhres, die Unbegabten sollen aus der Kirche austreten, aber die religiösen Sozialdemokraten sollen sich in der Kirche an allem eifrig beteiligen, beruht auf diesem Gedankengang, daß wir in den religiösen Unterschieden nicht eine Uebergangsercheinung, sondern eine feste bleibende Wirkung verschiedener Veranlagung für die Religion zu erblicken haben. Die Annahme einer solchen mysteriösen Veranlagung, die die Menschen aus ihrem Inneren heraus, ohne die Wirkung der Umwelt, zur Religion treibt, kann aber nur bei einer Anschauungsweise vorkommen, für die die Religion selbst immer noch etwas Uebernatürliches ist. Wenn wir sehen, daß die Arbeiter teilweise sozialistisch, teilweise liberal sind, teilweise dem Zentrum anhängen, nehmen wir auch nicht unsere Zuflucht zu der Erklärung, daß in einigen Menschen eine sozialistische Veranlagung steckt und andere liberal begabt sind. Sie sind gewiß verschieden: sie sind kühner oder furchtsamer, kampflustig oder friedliebend, nachgiebig oder trotzig, unterwürfig oder widerpenstig geartet, und diese Verschiedenheit erklärt die verschiedene politische Stellung oder besser noch, die Schnelligkeit oder Langsamkeit, mit der sie zur Sozialdemokratie kommen. So bestehen auch Unterschiede in der Schärfe des Verstandes, der Stärke des Gedächtnisses, der Selbstständigkeit des Denkens, der Zugänglichkeit für neue Ideen oder der Fähigkeit im Festhalten am Alten: diese geistigen Unterschiede erklären völlig, weshalb wir, die wir mitten in dem gewaltigsten Umbildungsprozeß der Geister stehen, so viele Verschiedenheiten sehen; zu einer

mysteriösen religiösen Veranlagung, die unabhängig von Zeit und Ort in einzelnen Menschen vorhanden ist und anderen fehlt, brauchen wir nicht unsere Zuflucht zu nehmen. Damit fällt auch sein Leitfadens für „fromme, freie, tapere Sozialdemokraten“; die Religion der noch religiösen Sozialdemokraten ist nicht etwas Aktives, Lebendiges, sondern vielmehr etwas Passives, Begierendes, das Schonung beansprucht, aber nicht zu Tätigkeit drängt.

Hier liegt nun auch der Grund, weshalb in unserer Partei Religion als Privatsache gilt. Darin steckt kein schwächlicher Opportunismus, sondern die marxistische Einsicht, daß die Religion eine Nebenerscheinung, eine Folge der materiellen Formen der Gesellschaft ist. Ihre Umwandlungen begleiten die Umwälzungen der Wirtschaftsweise, allmählich nachkommend, und vollziehen sich individuell verschieden in verschiedenen Menschen. Für ihre Praxis braucht die sozialistische Bewegung nur die Umwandlung derjenigen Ideen, die das praktische Handeln der Menschen bestimmen, also ihrer politischen und sozialen Ideen; wenn die Arbeiter sich an die Organisationen, an dem politischen, an dem Klassenkampf in der richtigen Weise beteiligen — und dazu werden sie durch praktische Erfahrung trotz aller Religion immer mehr getrieben —, kommt es nicht darauf an, was sie an religiösen Ideen besitzen; und wir wissen, daß infolge der langsameren Umwandlung der letzteren eine gute sozialistische Praxis oft mit religiösem Glauben zusammengehen wird. Daher muß die Partei diesen individuell-verschiedenen Umwandlungsprozeß der Religion den einzelnen überlassen. Der Marxismus, die materialistische Theorie unserer Bewegung, steht in der Religion auch nicht eine feindliche Macht, die es zu bekämpfen gilt, sondern eine natürliche Erscheinung, die in einer bestimmten Periode der menschlichen Geschichte notwendig aus den Lebensverhältnissen aufwuchs und jetzt, mit dem nahenden Ende der Vorgeschichte der Menschheit ebenso notwendig allmählich verfliehet und verschwindet. Wo sie uns noch als feindliche Macht schädigt, indem sie die Arbeiter vom Klassenkampf zurückhält, bedeutet das, daß diese Arbeiter mehr als durch die reale Wirklichkeit ihres Lebens und ihrer Interessen noch durch überkommene abstrakte Ideen beherrscht werden; da kann man sie nicht durch theoretische Bekämpfung dieser Ideen gewinnen — dadurch würde der Geist noch mehr auf diese unwirklichen Abstraktionen und Formeln gerichtet werden —, sondern nur dadurch, daß man ihren Blick auf die praktische Realität ihres Lebens, auf ihre Ausbeutung und ihre Klassenlage lenkt. Dringt die Realität der heutigen Welt voll und frei in die Köpfe ein, dann — und nur dann allein — muß der überlieferte Widerschein früherer Zustände allmählich verschwinden.

Reichstag.

201. Sitzung. Dienstag, den 3. Februar, nachmittags 2 Uhr.

Am Tische des Bundesrats: Dr. Delbrück.
Präsident Koenig macht Mitteilung von dem heute nacht erfolgten Ableben des Abg. Frenn (Zentr.). (Die Mitglieder ehren das Andenken des Verstorbenen in der üblichen Weise.) Der Präsident gedenkt dann des Mitglieds, das die Handelsmarine betroffen, indem ein Schiff in stürmischer Nacht an der Küste Englands zerfloß, wobei 19 brave Seeleute mit dem Kapitän den Tod fanden, und weist darauf hin, daß unheimt durch alle Mittelgeschide und Widerstände die deutsche Technik fortschreite und Beweise ihrer Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit erbringe. Er verweist auf das Begrüßungstelegramm, das der Kaiser auf drahtlosen Wege an den Präsidenten der Vereinigten Staaten geschickt hat, und auf die Vollendung der Gleislinie der Ostafrikanischen Bahn. (Bravo!)

Kleine Anfragen.

Abg. Gothein (Sp.) fragt an, ob der Reichszentralrat die Prüfung des von den Herren Krüger und Krause entdeckten Mittels gegen die Maul- und Klauenseuche veranlaßt habe und ob er das Mittel für das Reich zu erwerben gewillt sei, um es den deutschen Viehhältern gegen Erstattung der Selbstkosten zur Verfügung zu stellen.

Ministerialdirektor v. Jonquieres: Ein abschließendes Urteil über die Brauchbarkeit des neuen Mittels läßt sich noch nicht gewinnen. Die Reichsverwaltung wird ihr Augenmerk auf die weiteren Versuche richten. In Erwägungen wegen Erwerb des Mittels hat bisher ein Anlaß nicht vorgelegen.

Abg. Anner (Soz.) erinnert, daß bereits vor drei Jahren eine Denkschrift über die Reformbedürftigkeit und Vereinfachung der Seeresverwaltung, insbesondere der Armeereintandantur verprochen worden ist. Er fragt, in welchem Stadium der Erwägungen und Vorbereitungen diese Reform gelangt ist und wann die Veröffentlichung der Denkschrift erfolgen soll.

Oberst Scheuch: Die Beantwortung ist im Rahmen der Erledigung einer solchen Anfrage jetzt nicht möglich, sie wird bei der Beratung des Militärkollats erfolgen.

Abg. Dr. Müller-Meinungen (Sp.) fragt, ob ein Gesetzentwurf zur Beseitigung der schweren Schäden, die der Grundbesitz durch die übermäßige Ernteverluste für Mietsessionen erleidet, noch in dieser Session zu erwarten ist.

Direktor im Reichsjustizamt Delbrück: Ein entsprechender Gesetzentwurf ist bereits fertiggestellt und wird alsbald dem Bundesrat vorgelegt werden.

Etat des Reichsamts des Innern.

Die Beratung wird fortgesetzt beim Titel: Förderung der Fischereifischerei.

Abg. Nooke (Soz.): Meine Parteifreunde haben die Einstellung größerer Mittel für diesen Zweck mit Genugtuung begrüßt. Eine weitere Förderung der Hochseefischerei muß in der Weise geschehen, daß die Fischer Mittel zur Verfügung bekommen, um sich die Fortschritte der Technik zunutze zu machen. Trotz des erheblichen Aufschwungs der Hochseefischerei ist sie noch keineswegs imstande, den Verbrauch der deutschen Bevölkerung an Seefischen zu decken. Viele Fischer können aus Mangel an Mitteln nicht zur Hochseefischerei übergehen, ein erheblicher Mangel ist auch das Fehlen von Fischereifähigen an der Ostseeküste. Wenn man aber Mittel für die Fischerei auswirft, so darf man der Arbeiter in diesem Berufe nicht vergessen. Die geplante Mannschaft muß vor Unfällen soweit Schutz finden, wie es überhaupt möglich ist. Leider zeigt ein großer Teil der Unternehmern sehr wenig guten Willen, die Lage der Mannschaften zu verbessern. Die Leute werden vom Mai bis November beschäftigt, was im Winter aus ihnen wird, darum klammert sich der Arbeiter nicht. Die festen Wochenlöhne sind sehr gering, außer ihnen erhalten die Leute einen Fanganteil, der sie zu rascher Akkordarbeit verleitet. Die Selbsttätigung läßt sehr viel zu wünschen übrig. Die Kontrakte werden bei der Feringoffischeret den Leuten nicht bei Beginn der Arbeit vorgelegt, sondern im Winter, wenn ihnen am meisten daran liegen muß, wieder Arbeit zu erhalten. Man findet daher die reinen Sklaventragkontrakte, nach denen der Arbeiter nur Wünsche, der Arbeitgeber nur Rechte hat. Wird die Arbeit nicht angetreten, so verfallen 100 Mk. Konventionalstrafe. (Hört, hört! bei den Soz.) Einen Freibrief auf Lohnbrückeret und Entlassung stellt die Zustimmung dar, die den Arbeiter ermächtigt, einen Mann, der sich als nicht geeignet erweist, seinen Fähigkeiten entsprechend zu verwenden und zu bezahlen. Der Bundesrat sollte für Abstellung der ärgsten Mängel in diesem Arbeitsverhältnis schleunigst Sorge tragen. (Bravo! bei den Soz.)

Abg. Schwabach (nat.-lib.) wünscht, daß das Reich der durch Sturmrisiken geschädigten Bevölkerung an den Küsten Pommerns und Westpreußens zu Hilfe kommt.

Abg. v. Böhndorf-Röppin (kons.): Die Fischerei muß so entwickelt werden, daß sie imstande ist, uns im Fischbedarf vom Ausland unabhängig zu machen. Statt 500 000 Mk. müßte eine Million in den Etat eingeschlagen werden.

Abg. Dr. Strube (Sp.): Auch wir wünschen, daß die durch Sturmrisiken geschädigten Fischer aus Reichsmitteln unterstützt werden. Auch an den schweren Lagen der Arbeiter, die Kollege Nooke vorgetragen hat, darf die Reichsregierung nicht achtlos vorbeigehen. Preußen hat eine schwere Schuld auf sich geladen, dadurch, daß an der pommerschen Küste so wenig Fischereifähigen angelegt sind. (Zustimmung bei der Sp.)

Abg. Freischer v. Nidderhagen (nat.-lib.): Unsere Seefischproduktion hat nicht Schritt gehalten mit der Zunahme des Verbrauchs an Seefischen. Wir haben also allen Anlaß, die Hochseefischerei zu fördern.

Ministerialdirektor v. Jonquieres: Ob für die Förderung der Fischerei mehr Mittel in den Etat eingestellt werden können, läßt sich nur mit Rücksicht auf den ganzen Etat beurteilen. — Die preussische Regierung hat sich der Fischereiförderung in dankenswerter Weise angenommen. — Eine Entschädigung für die Sturmrisiken kann das Reich nicht gewähren, das ist Sache der Einzelstaaten. — Die Verhältnisse auf den Fischereifahrzeugen sind ja sicherlich nicht ideale, aber sie entsprechen den Vorschriften der Seemannsordnung und sind nicht so schlecht, wie es nach den Ausführungen des Abg. Nooke scheinen könnte.

Abg. Köstler (Soz.): In der Fischerei wird noch mit mittelalterlichen Einrichtungen gearbeitet; ich habe hier Bestimmungen aus dem 17. Jahrhundert, die heute noch gelten. (Hört, hört! bei den Soz.) Es gilt in der Fischerei auch das Erstgeburtsrecht, so daß nur der älteste Sohn das Fischereirecht erbt. Die anderen Söhne dienen zwar auch drei Jahre in der Marine, aber wenn sie nach Hause kommen, dürfen sie nicht fischen, ja, sie dürfen zum großen Teil nicht einmal im Betrieb ihres Vaters arbeiten. (Hört, hört! bei den Soz.) Es herrscht auch ein drakonisches Strafrecht, das die Fischer noch unter die Gefängnisordnung stellt. Demen, die Geld haben, kommt man entgegen, und dem Kapitalisten erlaubt man, an derselben Stelle zum Bergmännchen zu fischen, wo man den armen Fischer verbietet, seinen Brotverdienst zu suchen. — Die Regierung sollte ihr Augenmerk ferner auf die Wasserverhältnisse im Stettiner Haff richten, die durch den Stettiner Großschiffahrtsweg zum Nachteil der Anwohner verändert worden sind. (Beifall bei den Soz.)

Abg. Zieger (Sp.): Geld sollte in diesem Jubelwehrtagsjahr für die Seefischerei nicht fehlen. Vor allem tut not eine Beschleunigung des Transports.

Abg. Nooke (Soz.): Es ist charakteristisch für die deutschen Zustände, daß der Regierungsvorbericht über die Finanznot klagt, wo es sich um kumpige 100 000 Mk. für die Hebung der Seefischerei handelt, während man eben Milliarden für Seereschwede verlangt hat. (Sehr wahr! bei den Soz.) Meine Beschwörden richteten sich vor allem gegen die Mängel der Seemannsordnung. Die Seefischer werden hoffentlich aus der Haltung der Regierung die Folgerung ziehen, daß sie für möglichst starke Stärkung ihrer Organisation sorgen, um sich aus eigener Kraft zu helfen. (Bravo! bei den Soz.)

Wenn das Leben anklopft.

Das Jahr ist nirgends so kurz, wie im Bauernkalender. Die Arbeit reißt leise und unvermerkt einen Tag zum andern, kein einziger vergift es, den kommenden zu mahnen, was nun drängt und was geschafft sein muß. Schaffen und Dasein sind innig und, wie wir meinen, untödlich miteinander verknüpft, das kleine Leben steht ganz im Stern und Zeichen des Fleißes.

Aber wenn wir rückblickend aus der Ferne hinschauen, sind die Mühen und kleinen Dinge des Alltags still beiseite gerückt, und wir staunen, wie viel Liebes und Wertwürdiges uns die scheinbar ohne Gruß vorbeigegangene Zeit gebracht, um wie manches unverlierbare Lebensgut sie uns bereichert hat. Die Arbeit der Hände ist fast vergessen, wir haben nur noch Kunde von dem, was uns neben ihr innerlich beschäftigt hat: von der großen Arbeit der Seele.

Ich weiß von einem vornehmen Frühmornernachmittag, mein Meister und ich waren auf der oberen Breite mit Kartoffelhacken beschäftigt und es fiel mir auf, daß er dabei öfter als sonst an der Hacke stehen blieb und nach dem Stelzenhof hinab sah, den man von unserm hoch an der Halde gelegenen Acker aus bequem überschauen konnte. „Es ist wahr, es liegt nicht bald ein Höflein so schön in der Sonne“, sagte er einmal halblaut zu sich selber, und hing dann nach einer Weile stärker zu arbeiten an, als ob ihn etwas innerlich erzürnt hätte.

Während der Rastzeit war er zuerst einsilbig und gab kaum Bescheid, wenn ich dies oder das von ihm wissen wollte, zum Beispiel, was für eine Kesselforte der umgepropte Baum, unter dem wir saßen, vorher getragen habe, oder ob von den unteren Breiteäckern früher auch welche zum Stelzenhof gehört hätten?

Wohligh fuhr er ganz unvermittelt in hartem Zorne heraus: „Ein schlechter Hund ist er gewesen! So eine Unart ist vorher und nachher nie verübt worden!“

Er begann sich ein wenig und schlug dann einen andern Ton an, als betrete er seine ungezügelt Festsitzzeit. „Man sollte zwar nicht von dem anfangen. Es ist jetzt wies ist. Aber man kann nichts dafür, manchmal übernimmt einen die Mut, wenn man daran denkt. Und so ein Kind bist du jetzt auch nicht mehr, daß man es dir nicht sagen dürfte. Ich habe es lang genug in mir verwürzen müssen. Aus den Händen herausgestohlen hat man deinem Vater jenes Höflein! Und er wäre vielleicht heute noch da, wenn das nicht über ihn gegangen wäre. Damals, in den bösesten Jahren hätte man auf gleiche Art jeden dritten Bauer auf der Steig über den Haufen rennen können. Aber was der Stöckerli vorbrachte, das galt in jener Zeit bei den Bankherren für ein Evangelium, und wenn er den Kiegel steckte, der war geliefert. Den Restfaller im Zoo hat er auch auf dem Gewissen. Freilich, dann haben sie es endlich gemerkt und ihm den Schuh gegeben. Es hätte früher geschehen können.“

„Weißt du, eine Gant, wie die Stelzenhofgant, ist nie gewesen, seit es auf der Steig ein Heimwesen gibt. Der Stöckerli hat hinterläs von einem Stuhl zum andern schleichen müssen: Bietet doch nicht wie die Karren! Die Bank kommt ja doch auf die Schätzung, was braucht denn noch mehr? Hätte der Schreiber Schalcher nicht so auf die Sohrenwiese gesperbert, so müßte es wohl schon damals Luft gegeben haben. Die hat ihm der Stöckerli wohlweislich gelassen. Ihm ist es nur um das Holz und um die Lugeten-äcker zu tun gewesen. Mich wundert, daß er sich nicht jetzt noch schämt, eine Scholle darauf zu treten oder ein Stäublein von dem gestohlenen Holz heimzuführen!“

Damit stand der Zeigerhanik auf und wir gingen wieder an die Arbeit. Er sprach kein Wort mehr von der Sache und schaffte nachdenklich und in sich gelehrt. Aber als er bemerkte, daß ich jetzt hin und wieder nebensaus und nach dem Stelzenhof hinunter schielte, blieb er einmal an der Hacke stehen und sah mich lange forschend an. Ich fühlte seinen Blick wohl, tat aber nicht dergleichen.

„Ich bin jetzt nicht ganz sicher, ob dir so etwas in den Kopf geht; halt so, wie ich es gemeint habe“, fing er einbringlich zu reden an, während ich unwillkürlich mit der Arbeit innehalten mußte. „Es ist manchmal gut, wenn ein junger Mensch Wissen bekommt von Dingen, die ihn auch angehen. So etwas kann einem, wenn er nachdenkt, in die Knochen fahren, und er kann davon einen festen Schritt bekommen.“

„Weißt, es haben nicht viele erfahren, wie es dein Vater ausgenommen hat damals. Wie er bei Nacht auf dem Felde umhergelaufen und bei Tag vor den Leuten Umwege gemacht hat. Und daß er sich die Krankheit an jenem Abend aufgelesen hat — halb mit Fleiß... Wenn ich dir das nicht einmal gesagt hätte, wäre ich ein Schelm! — Nicht deswegen nur sage ich es dir, weil ich das jemanden in die Hand verprochen habe. Nein, ganz von mir aus...“

Er haakte wieder scheinbar gelassen weiter. Aber der scharfe Blick, mit dem ich ihn von der Seite her ansah, sagte mir, daß es ihm Mühe machte, seine Augen trocken zu behalten.

Auch ich mußte mir Gewalt an tun. Doch beim Schaffen kam es wie ein Stolz über mich. Seine Achtung kam mir als ein großes Geschenk vor.

Abends auf dem Heimwege, als wir auf dem rauhen Feldträhchen nahe am Stelzenhof vorbeigingen, fing der Zeigerhanik noch einmal zu reden an. Ich mußte ihm versprechen, das, was er vorher gesagt habe, zu vergessen und nicht zu vergessen. Er berichtete mir auch, daß mein Vater schon früh, da er etwa in meinen Jahren gewesen, nach diesem Höflein getrachtet habe. „Es liegt so schön in der Sonne“, habe er immer zu ihm gesagt. „Du, es liegt so schön in der Sonne!...“ Derlei Pläne könne man, wenn sie einmal feststehen, einem Menschen nicht mehr gut aus dem Kopf nehmen. Und es sei auch recht, denn sonst brächte mancher in seinem Leben nicht so viel zuwege.

(Fortsetzung folgt.)